

Die
Öffentliche Sitzung
der
K. Akademie der Wissenschaften

**zu Ehren ihres hohen Protektors
Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten**

findet am Samstag den 14. Dezember vormittags 11 Uhr statt.

Nach einleitenden Worten des Präsidenten der Akademie, Geheimen Rates Dr. von Heigel, und nach Verkündung der neuen akademischen Wahlen wird das ordentliche Mitglied der historischen Klasse, Geheimer Hofrat Dr. Hermann Grauert, die Festrede halten über

Dante und die Idee des Weltfriedens.

Die Akademie gibt sich die Ehre hiezu einzuladen.

München, den 8. Dezember 1907.

K. B. Akademie der Wissenschaften
v. Heigel.

Als das große Ziel, auf welches alle Arbeiten des Kartells in letzter Instanz gerichtet sein müssen, betrachtet die Kommission nach wie vor die Ausdehnung luftelektrischer Messung über die ganze Oberfläche der Erde. Als Vorarbeit für ein so umfassendes Unternehmen hält die Kommission die probe- weise Abhaltung von einigen Terminbeobachtungen in dem Bereiche des Kartells für durchaus nötig. Denn nur so kann man sich darüber unterrichten, wie solche Beobachtungen am besten zu organisieren, welches die äußeren Bedingungen sind, unter denen sie Erfolg versprechen. Mit Rücksicht hierauf muß in hohem Maße bedauert werden, daß sich im Königreich Sachsen noch keine luftelektrische Station befindet; dieselbe würde in hervorragendem Maße geeignet sein, als Zwischen- station die nord- und süddeutschen Stationen zu verbinden. Die Kommission spricht sich dahin aus, daß es für das Zu- sammenarbeiten der Deutschen Luftelektriker von der größten Bedeutung wäre, wenn in Sachsen eine Station errichtet würde. Herr Hallwachs erklärt sich bereit, die Wünsche der Kom- mission der K. Sächsischen Staatsregierung zu unterbreiten.

Die nächste Tagung der Kommission soll im Anschlusse an das nächstjährige Zusammentreten des Kartellverbandes, also der Reihenfolge der Vororte entsprechend, voraussichtlich in Berlin stattfinden.

Nach kurzer nochmaliger Zusammenfassung der Haupt- punkte der stattgehabten Besprechungen schließt Herr Riecke die Sitzung. —

Am Nachmittage wurde ein Rundgang durch das Physi- kalische Institut der Technischen Hochschule vorgenommen, wobei die luftelektrischen Apparate und Einrichtungen daselbst besichtigt wurden und sich noch Gelegenheit gab, eine Reihe von Einzelfragen zu erörtern.

Gezeichnet:

Riecke, als Vorsitzender. Ebert, als Protokollführer.

Öffentliche Sitzung

zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des
Prinz-Regenten

am 14. Dezember 1907.

Der Präsident der Akademie, Herr K. Th. v. Heigel,
eröffnete die Festsitzung mit einer Rede:

Die Anfänge des Weltbundes der Akademien,
welche besonders im Druck erschienen ist.

Hierauf verkündigte der Klassensekretär, Herr C. v. Voit,
die Wahlen der mathematisch-physikalischen Klasse. Es wurden
gewählt und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-
Regenten bestätigt:

zu korrespondierenden Mitgliedern:

1. Dr. Theodor Curtius, Großh. Bad. Geheimrat, Professor
der Chemie an der Universität Heidelberg;
2. Karl Grove Gilbert, Mitglied der U. S. geological Survey
in Washington;
3. Joseph John Thomson, Professor der Experimental-
physik am Trinity-College in Cambridge (England);
4. Dr. Wilhelm Wien, K. Geheimer Hofrat, Professor der
Physik an der Universität Würzburg.

Öffentliche Sitzung

zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des
Prinz-Regenten

am 14. Dezember 1907.

Der Präsident der Akademie, Herr K. Th. v. Heigel, eröffnete die Festsitzung mit einer Rede:

Die Anfänge des Weltbundes der Akademien, welche besonders im Druck erschienen ist.

Dann verkündigten die Klassensekretäre die Wahlen.

In der philosophisch-philologischen Klasse wurden gewählt und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten bestätigt

als korrespondierende Mitglieder:

Dr. Georg Jacob, Professor der semitischen Philologie an der Universität Erlangen;

Dr. Richard Pischel, K. Pr. Geh. Reg.-Rat, Professor der indischen Philologie an der Universität Berlin;

Dr. Spyridon P. Lambros, Professor der Geschichte an der Universität Athen;

Dr. Franz Boll, Professor der klassischen Philologie und der Pädagogik an der Universität Würzburg.

Die historische Klasse hat in diesem Jahre keine Wahlen vollzogen.

Dante

und

die Idee des Weltfriedens.

Festrede

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften

am 14. Dezember 1907

von

Hermann Grauert

o. Mitglied der historischen Klasse.

München 1909.

Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften

in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Von glühendem Verlangen nach Frieden ist Dantes Seele erfüllt gewesen. Der Dichter suchte den Seelenfrieden, die Ruhe des Herzens; er suchte den Frieden mit den Nebenmenschen, den Frieden in Gott.

Und doch findet gerade auf den großen Florentiner ein Wort Goethes in besonderem Maße Anwendung:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.“

Die brennende Sehnsucht nach Frieden durchzieht alle Schriften des italischen Dichters. Vornehmlich aber beherrscht sie die Gesänge der Divina Commedia. Selbst in den dunklen Kreisen des Inferno vernehmen wir den Wunsch des Friedens, welchen das unglückliche Liebespaar Paolo Malatesta und Francesca da Rimini dem König des Weltalls zu Dantes Gunsten vortragen würde, wenn Gott den Höllenbewohnern gnädig sein könnte. Im Purgatorio aber und im Paradiso sind Glückseligkeit und Frieden das Ziel, welchem der Dichter auf seiner visionären Wanderung immer näher kommt. In den Fluten von Licht und Frieden, die ihn auf der Höhe des Läuterungsberges im irdischen Paradiese und bei dem Flug durch die Sternenwelt des himmlischen Paradieses umrauschen, empfindet er unaussprechliche Wonne.

Im Leben aber haben die Stürme heftigster Leidenschaft und erschütternder Kämpfe seine Seele durchtobt. So dürfen wir uns nicht wundern, starke Niederschläge dieser Leidenschaft und Kämpfe in der Divina Commedia zu finden. Will ja die große Dichtung uns ein Abbild geben von Dantes Seelengeschichte. Darüber hinaus führt die Divina Commedia dem Leser Bilder vor aus Welt und Kirche,

aus vergangenen Zeiten und aus Dantes eigenen Tagen, Bilder ergreifender Kämpfe, wie sie sich spiegelten im Geiste des Dichters.

Von schärfsten Gegensätzen ist Dantes Lebenszeit erfüllt gewesen. Die christliche Staatenwelt hatte längst aufgehört, eine in sich geschlossene Einheit zu bilden. Im Grunde genommen war eine solche Einheit nicht einmal in den Tagen Karls des Großen vorhanden gewesen. Die neu erwachsenen christlichen Nationen und Staaten standen sich vielfach in feindlicher Spannung gegenüber. Seit dem Sturz des staufischen Hauses war vornehmlich Italien inmitten der Kämpfe zwischen Ghibellinen und Guelfen der Zerrissenheit und Zerrüttung überliefert.

Dante selber hat uns diese Zerklüftung seines Vaterlandes in erschütternden Zügen an vielen Stellen der Divina Commedia geschildert, am ergreifendsten im 6. Gesange des Purgatorio, wo die zum Berge der Läuterung hinaufsteigenden Wanderer, Dante und sein Führer Vergil, zusammentreffen mit dem Schatten des abgeschiedenen Dichters Sordell aus Mantua:

„Weh' dir, Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
Schiff ohne Steuermann in großem Sturme,
Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein, Metze!“

Das ist der Aufschrei, der sich dem gepreßten Herzen Dantes entringt.

Während Sordell in Vergil den Landsmann erkennt und alsbald in leidenschaftlicher Freude ihn begrüßte und umarmte, seien, so sagt Dante, jetzt die Bewohner Italiens nirgendwo ohne Krieg, die Bürger derselben Stadt suchten sich gegenseitig zu vernichten,

„Such' Jammervolle, ringsum an den Küsten
All deiner Meer' und schau dir dann ins Innre,
Ob eine Stätt' in dir sich freut des Friedens.“

Aus solchem Jammer heraus sind die volkstümlichen Erwartungen breiter Schichten in Italien und ähnlich später auch in

Deutschland hervorgegangen, welche sich in der Kaisersage verdichteten. Von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. oder auch von dem Auftreten eines Kaisers Friedrich III. aus seiner Nachkommenschaft erwartete man vielerorten den Anbruch eines neuen Zeitalters des Friedens, der Größe und Macht des römischen Reiches. Aber auch apokalyptische Stimmungen sind dadurch gefördert worden, welche an den Namen des kalabresischen Sehers Joachim von Fiore anknüpften und mit dem Jahre 1260 und dann wieder im Jahre 1293 und später noch öfter den Beginn eines Zeitalters des heiligen Geistes erhofften, in welchem an die Stelle der vorausgegangenen Kämpfe und Wirren die Sabbatsruhe des allgemeinen Friedens treten sollte. Scharen von Büßern und Geißlern durchzogen im Jahre 1260 die italienischen Städte und Landschaften und ließen nach glaubhafter Überlieferung allerorten den Ruf ertönen: *Misericordia e pace: Erbarmen und Frieden!* Ähnliche Erscheinungen wiederholten sich im Jahre 1310 und mögen auch an den Augen des im Exil herumirrenden Dante vorübergezogen sein.

Wie in den Jahren 1187 und 1188 die Kunde von der Eroberung Jerusalems durch Sultan Saladin die Christenheit in Bewegung gebracht und den Entschluß zum Frieden unter den christlichen Königen Europas gezeitigt hatte, damit die vereinigte Wehrkraft der Christenheit sich um so nachdrücklicher gegen die Ungläubigen in den vorderasiatischen Landen wenden könne, so rief in Dantes Lebenszeit die Nachricht von dem Verluste der letzten christlichen Stadt in Palästina, Akkons, neue Erregung hervor. An der Kurie des Papstes Nikolaus IV. häuften sich die Konsistorien und Beratschlagungen. Man sprach von der Einberufung eines allgemeinen Konzils, das Mittel und Wege ausfindig machen sollte, wie man dem heiligen Lande am besten zu Hilfe kommen könne. Bereits im Januar 1290 und dann abermals Ende März 1291 hatte der Papst einen dringlichen Aufruf zu einem neuen Kreuzzug an die Christenheit ergehen lassen. Seit Anfang 1291 war die Stadt Akkon unmittelbar bedroht durch den neuen Sultan von Ägypten, Malik el Aschraf.

Der alte König Rudolf von Habsburg, der kurz zuvor mit kräftiger Hand in Thüringens Gauen den Landfrieden geschirmt hatte, hielt Ende Mai 1291, wenige Wochen vor seinem Tode, als man wenigstens von der Bedrohung Akkons bereits Kenntnis haben konnte, in Frankfurt a. M. mit der Mehrzahl der Kurfürsten, mit Fürsten und Edlen des Reiches seinen letzten Hoftag ab. Die Wahl eines Nachfolgers wurde dabei, allerdings erfolglos, verhandelt. Wie der Chronist von St. Peter in Erfurt hervorhebt, stand bei diesem Anlaß auch die Rücksicht auf die *perpetua pax*, den ewigen Landfrieden, zur Erwägung. Allem Anscheine nach wünschte der alte König schon damals das Fehderecht als eine Rechtsinstitution zu beseitigen und im Reiche einen dauernden Friedenszustand zu begründen. Ob etwa auch an die Ausdehnung dieses ewigen Friedensstandes auf die Gesamtheit der christlichen Staatenwelt Europas gedacht wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Immerhin wäre es möglich, daß damals auch in Deutschland die Interessen des heiligen Landes und ein aus derartigem Anlaß zu unternehmender Kampf gegen die Ungläubigen den Gedanken einer Friedensvereinigung unter den christlichen Staaten nahe gelegt hätten. Jedenfalls haben wir aus den geistlichen Kreisen Englands, Frankreichs und auch Burgunds sichere Nachrichten, welche uns für die Jahre 1291/92 das lebhafteste Verlangen bezeugen, unter den Staaten der Christenheit eine feste Friedensvereinigung aufgerichtet zu sehen, damit so die Streitkräfte der christlichen Völker um so wirksamer zu Gunsten der Wiedereroberung des heiligen Landes verwendet werden könnten. Die Idee einer Friedensvereinigung, welche alle Staaten der Christenheit umfassen sollte, tritt von neuem in eine bemerkenswerte Verbindung mit der Idee der *Recuperatio Terrae Sanctae*. Beide eng verbundenen Ideen haben, wie wir noch sehen werden, auch in der Folgezeit Kirchenfürsten, weltliche Herrscher, Staatsmänner und Politiker wiederholt von neuem beschäftigt.

In England wie in Frankreich wurde damals nach dem Tode Rudolfs von Habsburg sogar der Ruf laut, nach Beschleunigung der

deutschen Königswahl, damit ein Kaiser vorhanden sei, welcher an die Spitze eines Kreuzheeres treten könne. Am Königshofe von Aragonien erhoffte man das Heil vom Papsttume. Als der aragonesische König Jakob II. von der Wahl des Papstes Bonifaz VIII. Kenntnis erhielt, teilte er diese Nachricht voller Freude den Städten seines Reiches mit. Von dieser Wahl erwartete er im Januar 1295 Frieden und Eintracht für die ganze Welt.¹⁾

Im Kreise der italienischen Joachimiten hatte freilich nicht allzulange zuvor der Minoritenbruder Salimbene von Parma wiederholt verkündigt, es sei in Gottes Ratschluß bestimmt, daß kein wirklich gekrönter Kaiser mehr die Herrschaft führen werde. Apokalyptische Anschauung ließ hier bei dem erwarteten Eintritt in eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte das Walten des Kaisertumes als überflüssig erscheinen.

Ganz anderer Meinung war Dante Alighieri. Auch Papst Klemens V., der erste Papst, welcher seine und seiner Nachfolger Residenz in Avignon festlegte, bot die Hand wie zur raschen Bestätigung des im Jahre 1308 gewählten neuen deutschen Königs Heinrich VII., so auch zur Erleichterung seiner Romfahrt. Unter dem 1. September 1310, noch ehe Heinrich VII. den Boden Italiens betreten hatte, wurde von Klemens V. die in schwungvollen Worten abgefaßte, an die Bewohner des Reiches gerichtete Bulle erlassen: „Jubeln möge in der Kraft des Allerhöchsten (Italien), die erlauchte Spitze des römischen Reiches, jubeln mögen die hochherzigen Nationen, welche ihm untertan sind; in fruchtbringender Fröhlichkeit mögen sich freuen seine Völker in der Fülle ihrer Verschiedenheit, zu freudigem Vereine mögen sie zusammenkommen, die den Namen dieses Römerreiches lieben, denn ihr König wird kommen, der Friedenbringer, der durch die göttliche Gnade unter den Völkern Verherrlichte, dessen Antlitz die ganze Erde ersehnt, soweit sie diesem Reiche unterworfen ist, der Milde, damit er sitzend auf dem Thron seiner Majestät durch seinen Wink allein alles Übel ver-

¹⁾ Heinrich Finke, Acta Aragonensia I, p. 26 f.

scheuche. Möge er Friedensgedanken denken für seine Untertanen und unverzagt vom Frieden zu seinem Volke reden und diesen mit seiner heilbringenden Macht wie einen reichen und vollen Strom von vielen Wassern fließen und überfließen lassen, wie die Strudel des Meeres emporrauschen. Der da schrecklich ist in seinen Ratschlüssen über die Söhne der Menschen, der in seiner Kraft und Ewigkeit herrscht, hat von den Königsthronen seines himmlischen Reiches den wahren Frieden den unteren Reichen dieser Welt übermittelt und bei seiner wunderbaren Geburt durch seine Engel den Gläubigen dieser Erde verkündigen lassen. Der Friede ist die von Gott gesegnete Frucht, durch welche die Gläubigen die Süßigkeit des Himmels in sich aufgenommen haben. Der Friede ist die Frucht, köstlich den Gläubigen, welche der unter Segnungen voll Süßigkeit gepflanzte Baum der Gerechtigkeit hervorgebracht hat. Der Friede ist die Frucht von wunderbarer Schönheit, welche die höchste Güte des himmlischen Landmannes aus der Wurzel der Liebe gezogen hat. Der Friede ist die Frucht, mit welcher der Völkerapostel schon in der Anrede seines Grußes die Herzen aller Gläubigen mit höchstem Verlangen zu erfüllen begehrte. Durch einen solchen Lehrer angeleitet, wünscht auch der Papst diese Frucht, den Frieden, über den Erdkreis mehr als alles andere in Fülle ausgebreitet zu sehen. Deshalb bemüht sich Klemens nach den Worten seiner Bulle, daß der Friede vermehrt werde zum Ruhme Gottes sowohl in den Ländern, welche dem römischen Reiche unterworfen sind, als auch in den anderen Gebieten des Erdkreises, in welchen der christliche Glaube in Blüte steht.

Heinrich VII., so fährt der Papst in seiner Bulle fort, habe ihm mitgeteilt, er wolle seinen Untertanen in der Lombardei und in Tuscan Frieden schaffen. Der Papst hofft, der König werde ein nützlicher Verteidiger der Kirchen und Geistlichen, ein unablässiger Freund und Eiferer für die Tugend, die Wahrheit, den Frieden und die Gerechtigkeit sein. Er betont, wie unter der heiteren Anmut des Friedens die Zahl der Völker sich vervielfacht und daß in der Viel-

heit der Völker die schöne Herrlichkeit der königlichen Hoheit in hellerem Lichte erglänzt. Der König habe selbst ihm mehrmals seinen Willen offenbart, daß er zu keinerlei Parteilichkeit weder nach rechts noch nach links neigen werde. So gebietet Klemens allen, ihren Sinn zum Frieden zu wenden, jederlei Kriegswirren niederzulegen, jeden Zündstoff der Zwietracht auszurotten und die Ermahnungen und Wünsche des Königs zu befolgen. Nicht durch kriegerische Zurüstungen, sondern auf den Pfaden, wo die Fülle des Friedens waltet, mögen alle Untertanen ihre Herzen vorbereiten zum Empfange des Königs.

Schon in Susa versicherte Heinrich VII. selber, er komme, um den Frieden zu bringen. Nikolaus von Butrinto aber, der getreue Anhänger und Begleiter Heinrichs VII. auf der Romfahrt, hebt tatsächlich in seinem am Schluß desselben an Papst Klemens V. erstatteten Bericht hervor, König Heinrich habe von allem Anfange an in der Lombardei erklärt; er wolle nicht als Vertreter einer Partei, sondern als Vertreter des großen Ganzen in Italien seine Herrscherrechte ausüben. Die Bewohner der oberitalienischen Stadt Casale begrüßten den heranziehenden König als ihren Erretter und Erlöser und verglichen ihn dabei mit Christus. Wie der eingeborene Sohn Gottes zum Heile des Menschengeschlechtes, um es aus den Fallstricken teuflischer Knechtschaft zu befreien, auf die Erde herniedergestiegen sei, so sei die verehrungswürdige kaiserliche Majestät zum Heile der ganzen Christenheit in gewaltiger Machtfülle nach Italien gekommen, um das christliche Volk zu beruhigen, das durch die Zwietracht der Menschen zerrissen dalag. Es lebe daher unser Herr, die besondere Leuchte der ganzen Welt!

In der Ruhe des Römischen Reiches, so erklärte Kaiser Heinrich VII. unter dem 2. April 1313 in einem von Pisa aus erlassenen Edikte, sei die Harmonie des gesamten Erdkreises begründet. Menschliche wie göttliche Gesetze verlangten um deswillen, daß jede Seele dem Römischen Kaiser untertänig sei. Man glaubt aus den kaiserlichen Kundgebungen in Dantes Tagen das moderne Wort herauszuhören: *L'empire c'est la paix!*

Auch Dante schrieb an die Könige, Fürsten und Völker Italiens einen Brief, dessen Echtheit man in hyperkritischer Anwandlung ohne Grund angezweifelt hat. Er verkündigte darin den Anbruch der willkommenen Zeit, in welcher die Zeichen des Trostes und des Friedens sich erheben und der König wie ein friedebringender Titan aufsteige. Freuen möge sich das jetzt selbst für die Sarrazenen bejammernswerte Italien, welches alsbald dem Erdkreis beneidenswert erscheinen werde, da sein Bräutigam, der gütige Heinrich, der Trost der Welt und der Ruhm seines Volkes herbeieile zur Hochzeit. Trocknen möge Italien die Tränen und in seiner Schönheit die Zeichen der Trauer ablegen. Nahe sei der Befreier, welcher das Land aus den Fesseln der Frevler lösen werde. Allen, die ihn um Barmherzigkeit anflehen, werde er Verzeihung angedeihen lassen; denn er sei Cäsar und seine Majestät fließe aus dem Quell der göttlichen Liebe. Dante trägt in einem späteren, unmittelbar an Heinrich VII. gerichteten Briefe kein Bedenken, auf den König die Worte anzuwenden, welche Johannes, der Vorläufer Christi, auf Christus selbst bezog: *Ecce agnus Dei, ecce qui abstulit peccata mundi!* Sehet da das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt!

Damit ist die Vorstellung von der weltumspannenden Bedeutung des Kaisertums, wie sie Dantes poetisches und politisches Denken erfüllte, bis zur höchsten Sphäre des Übermenschlichen, ja bis in die Region der Gottheit emporgestiegen.

Dante glaubt an die Notwendigkeit eines Weltkaisertums, welches den Erdball umspannen soll. Das Weltkaisertum ist ihm gleichbedeutend mit der weltlichen Monarchie, welche von Dante auch als *unicus principatus* oder als *supremus principatus*, als einzige und höchste Weltherrschaft bezeichnet wird, welche über alle Menschen gesetzt ist in dieser Zeitlichkeit. Die Frage nach diesem Kaisertum umschließt für Dante den Urgrund und Urquell aller Staatswissenschaft und Staatspraxis; sie betrifft den Zweck der gesamten menschlichen Kultur.

Die Aufgabe des ganzen Menschengeschlechtes aber ist es nach

Dante, jederzeit die ganze Fähigkeit und Fülle der menschlichen Verstandeskräfte sowohl nach ihrer theoretischen als auch nach der praktischen Seite zur Entfaltung zu bringen. Wie nun der einzelne Mensch sich in der Ruhe in Klugheit und Weisheit vervollkommnet, so kann auch das Menschengeschlecht in der Ruhe des Friedens sein Ziel am freiesten und leichtesten erreichen. Dieses Ziel aber ist nahezu ein göttliches. Deshalb ist der allgemeine Friede, die pax universalis, das beste der Güter, welche zu unserer Glückseligkeit angeordnet sind. Daher auch seien den Hirten auf Bethlehems Gefilden von den himmlischen Heerscharen nicht Reichtümer, nicht Befriedigung der Genußsucht, nicht Ehren, nicht Länge des Lebens, nicht Gesundheit, nicht Kraft angekündigt worden, sondern der Friede mit jenen Worten der Schrift: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, welche eines guten Willens sind.“ Daher auch pflegte der Erlöser den Menschen seinen Gruß zu entbieten mit den Worten: „Der Friede sei mit Euch.“ Denn der höchste Erlöser mußte seinen Wunsch mit dem höchsten Gruße ausdrücken. Diese Sitte wollten auch seine Jünger und vornehmlich Paulus in ihren Begrüßungsformeln festhalten. Noch einmal will daher Dante in seiner Schrift *De Monarchia*, welcher wir diese Andeutungen entnehmen, festgestellt wissen, daß das zweckdienlichste Mittel, um die Menschheit ihrem Ziele zuzuführen, der allgemeine Friede, der Weltfriede sei. Das Menschengeschlecht aber erscheint dem Dichter und Staatsphilosophen Dante in seiner Schrift *De Monarchia* als eine große Gesamtheit, welche sich aus einer Vielheit von Teilen, aus Teilreichen und Völkern zusammensetzt. Wenn Dante in seiner dichterischen und philosophischen Konstruktion von einem einzigen, den ganzen Erdkreis umschließenden Weltkaisertum spricht, so ist er verständig genug, die große welthistorische Tatsache der Trennung der Menschheit in viele verschiedene Völker und Staaten nicht zu übersehen. Er läßt die tiefgreifende Verschiedenheit der Rechtssysteme und Gesetze gelten, welche unter den einzelnen Völkern herrschen. Anders sind naturgemäß die Gesetze für die Skythen,

welche im nördlichen Klima leben und mit einer großen Ungleichheit der Tage und Nächte und mit einer fast unerträglichen Kälte zu rechnen haben, anders das Recht der Garamanten, welche im Innern des nördlichen Afrika im Bereiche der Tag- und Nachtgleiche unter starker Hitze wohnen und Bekleidung des Körpers nicht ertragen können.

Dante weiß auch von der Verschiedenheit der Sprachen, welche unter den Völkern der Erde seit Urzeiten, seit dem Turmbau zu Babel sich geltend gemacht haben. Als einer der ersten Vertreter der Sprachwissenschaft in den europäischen Ländern hat er über das große Problem der Sprache, ihrer Entwicklung und Differenzierung nachgedacht und diesem Problem die besondere Schrift *De vulgari eloquio* gewidmet.

Die hebräische Sprache erscheint Dante als die Ursprache. In den Grenzgebieten Europas und Asiens bemerkt er die Griechen mit ihrer eigenartigen Sprache. Von den Mündungen der Donau bis nach Britannien findet er die Sprachen der Slaven, der Ungarn, der Teutones, der Sachsen, Angeln und mehrerer anderer Nationen, welche ihm alle das gemeinsame Merkmal aufzuweisen scheinen, daß sie die Bejahung mit „jo“, unserem Ja! ausdrücken. Die Sprachen der Romanen gliedert er wiederum nach dem Ausdruck für die Bejahung in die Sprachen des oc, des oil und des si. In Italien, dem Lande der si-Sprache, unterscheidet er eine ganze Fülle von Dialekten nach Landschaften und Städten. In der einen Stadt Bologna beobachtet er sogar eine Verschiedenheit der Sprache unter den Bewohnern der Hauptstraße und des Borgo San Felice. Ja, dem Dichter aus Florenz steigt bei seinen sprachgeschichtlichen Forschungen bereits die große Erkenntnis auf, daß die Sprache im Laufe der Zeiten tiefgreifende Veränderungen erleidet. Wenn jetzt die alten Bewohner von Pavia aus vergangenen Jahrhunderten wiederum zum Leben zurückkehren könnten, so würden sie ganz anders reden als die „modernen“ Pavesen. Jetzt könne man unter den Lateinern in Bezug auf die Sprache von einem *idioma illustre* reden. Über der be-

ängstigenden Vielheit der italienischen Dialekte ragt das vornehme Volgare, welches an einem einzigen Kaiserhofe einen Mittelpunkt finden sollte, aber bei dem Fehlen eines princeps unicus in Italien tatsächlich nicht findet, als eine geistige die italienische Nation verbindende Einheit hervor. Durch diese illustre Volkssprache des Italienischen fühlt Dante sich selbst in seinem Exil gehoben und geadelt. Die Volkssprache erscheint ihm auch in Italien als das Urwüchsige, Bodenständige; das Lateinische dagegen ist ihm ein Kunstprodukt, welches er mit dem Namen „Grammatik“ von dem Volgare unterscheidet.

Die bekannte, vom Kaisertum handelnde Schrift des deutschen Domherrn Jordanus von Osnabrück und die spätere Noticia saeculi lassen erkennen, wie man auch in Dantes Jugendzeit es bereits verstand, die Psychologie und Individualität der führenden europäischen Kulturnationen, vornehmlich der Italiener, der Deutschen und der Franzosen scharf voneinander zu unterscheiden. Die Völkerpersönlichkeiten waren in ihrer Eigenart bereits scharf hervorgetreten und duldeten nicht, sie alle in eine einzige gleichartige Masse zusammen zu kneten. Dante, der mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete Forscher im Bereiche der Natur- und Seelenkunde, hat auf seinen mannigfachen Reisen, die ihn durch Italien, nach Frankreich und auch nach Deutschland führten, diese große Tatsache der Verschiedenheit der Völkerindividualitäten nicht verkennen können. Auf jeden Fall will er da, wo er als Staatsphilosoph redet, die sprachliche, rechtliche, politische und kulturelle Gliederung der Menschheit in eine Vielheit von Sondergebilden nicht aufgehoben oder abgeschwächt wissen. Könige, principes particulares, und andere Machthaber dürfen in großer Zahl vorhanden sein. Aber freilich stellt Dante für ihre Anerkennung eine unerläßliche Bedingung: Sie haben sich der Oberleitung des Weltkaisers zu unterwerfen.

Unter den verschiedenen Teilstaaten und Teilfürsten der Welt aber können Streitigkeiten ausbrechen. Sie bedürfen einer richterlichen Entscheidung, welche hervorgehen muß aus der höchsten Ge-

rechtigkeit; diese höchste Gerechtigkeit kann nur erwartet werden von dem mächtigsten Monarchen, dem Weltkaiser, welchem keine Begehrlichkeit die Erkenntnis und den Willen trübt, dem vielmehr die Liebe sie schärft und erleuchtet. Das kann nach Dante kein anderer sein, als der Weltkaiser, dessen Macht- und Herrschaftsgebiet keine Grenze kennt und bis zu den äußersten Enden der Erde reicht. Weder im Umkreis Italiens noch des dreizackigen Europa ist es beschlossen, während jedes Teilkönigs Staatsgebiet von bestimmten Grenzen umzogen ist.

Aufgabe des Kaisers ist es also nach Dante, dem Streite unter den Teilherrschern entgegenzuarbeiten durch gerechte und liebevolle richterliche Entscheidung und so unter den Menschen aufrecht zu erhalten den Weltfrieden. Er kann die Gerechtigkeit üben, weil er im Besitze der höchsten Macht und daher ohne Begehrlichkeit, weil er wunschlos ist.

Wenn der Weltmonarch aus der Fülle seiner Macht die Gerechtigkeit wahrt, dann kann man in Wahrheit mit Aristoteles sagen: Weder der Abendstern noch der Morgenstern sind so bewunderungswürdig. Dann nämlich gleicht er dem Monde, welcher in der Purpurglut des Morgenrotes der Sonne gerade gegenübersteht (De Monarchia I c. XI (XIII)).

Durch sein gerechtes Walten wird der Menschheit auch das höchste Gut gewahrt werden, das ihr als Geschenk von der Gottheit verliehen worden, die Freiheit.

Durch dieses höchste Gut werden wir hier auf Erden glücklich als Menschen, durch diese Freiheit werden wir in einer anderen Welt beglückt werden wie die Götter.

Dante gelangt auf diesem Wege dazu, den Weltmonarchen nicht nur als gerechten und liebevollen Oberleiter sondern auch als den Diener, den Minister der gesamten Menschheit (Minister omnium), zu erklären (De Monarchia I c. 12 (14)). Er regiert die Welt im Frieden unter Handhabung jener gemeinsamen Regel, welche den Einzelrechten und Einzelgesetzen der Völker und Nationen zu Grunde liegt.

Autorität und Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden sollen nach Dante vom Weltmonarchen umsichtig und mit starker Hand gewahrt werden.

Um diese theoretische Konstruktion der politischen Gesamtverfassung der Menschheit, diese universellste Staatengemeinschaft, wie sie dem Geiste des Dichters vorschwebte, besser würdigen zu können, empfiehlt es sich, sie zu vergleichen mit einem anderen großen Plane, der etwa um dieselbe Zeit wie Dantes Schrift *De Monarchia* entstanden ist. Der Vergleich bietet um so höheres Interesse, da er uns aus Italiens Gefilden hinausführt auf Frankreichs Boden, wo damals unter dem Könige Philipp IV. dem Schönen eine starke Königsmacht in aufsteigender Entwicklung begriffen war, zugleich aber auch die welthistorische Rivalität mit England sich regte.

Das Verlangen nach dem römischen Kaisertume ist seit den Tagen Karls des Kahlen in den Herzen französischer Politiker lebendig geblieben. Aber immer erwies sich die Kaiserkrone französischen Herrschern als unerreichbar, bis endlich im Jahre 1804 Napoleon Bonaparte dem säkularen Kaisertraume der französischen Nation in überwältigendem Maße Erfüllung bereitete. In den Tagen König Philipps IV. aber fand sich um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts ein kluger französischer Jurist und Politiker aus normannischem Geschlechte, Peter Dubois, welcher wiederholt Pläne entworfen hat zur Neugestaltung des europäischen Staatensystems. Im Jahre 1300, zur Zeit da Dantes Leben in Florenz soeben den Höhepunkt erreicht hatte, von welchem so bald der Abstieg zur ersten erschütternden Katastrophe, der dauernden Verbannung aus der Vaterstadt, führen sollte, übersandte Peter Dubois dem französischen Könige Philipp einen höchst bemerkenswerten politischen Traktat, der uns durch eine einzige Handschrift der Pariser Nationalbibliothek überliefert ist, die *Summaria brevis et compendiosa doctrina felicis expeditionis et abbreviationis guerrarum ac litium regni Francorum*.

In dieser Denkschrift des geschäftigen Franzosen wird der Vorschlag gemacht, die Kaiserwürde fortbestehen zu lassen, sie aber

ihres universalen Gehaltes und Charakters zu entkleiden. Fortan sollte das Kaisertum nichts anderes gewähren als eine territoriale Machtstellung in Deutschland, das noch dazu an seinen westlichen Grenzen bedeutsame Abtretungen machen sollte an Frankreich. Von Italien vornehmlich sollte das so verkleinerte, territoriale alemannische Imperium, das regnum oder imperium Alemanniae, dauernd ausgeschlossen werden. Die Herrschaft aber in diesem kleindeutschen Kaiserreich will Peter Dubois im Jahre 1300 in erblicher Weise dem Hause Habsburg, dem Könige Albrecht I. von Österreich und seinen Erben belassen wissen. Zwischen Habsburgs Herrscher und Frankreichs König war damals ein politisches Bündnis und eine Familienverbindung beredet worden. Der nachmals säkulare Gegensatz zwischen den beiderseitigen Herrscherhäusern Valois-Bourbon und Habsburg war noch nicht zu deutlicher Entfaltung gekommen. So durfte sich Peter Dubois der freilich trügerischen Hoffnung hingeben, eine friedliche Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland zu erzielen über Frankreichs Aufstieg zur politischen Hegemonie in Europa und über Deutschlands Verkleinerung. Dem Hause Habsburg sollte dabei die erbliche Einsetzung in die verkürzte Kaiserwürde und das wesentlich verkleinerte Reichsgebiet zuteil werden. Eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen den beiderseitigen Herrschern und beiden Nationen, bei welcher es sich um so hohen Gewinn und eventuell doch schmerzlichen Verlust gehandelt haben würde, wollte Peter Dubois seiner ganzen wenig kriegslustigen Veranlagung gemäß auf jeden Fall vermieden sehen.

So macht denn Peter Dubois den interessanten Vorschlag, König Philipp IV. möge sich durch Vermittelung seines Veters, des der Kirche besonders ergebenen Königs Karls II., Karls des Lahmen, von Neapel, vom Papste (Bonifaz VIII.) zum Senator der Stadt Rom ernennen lassen und durch dieselbe Vermittelung die Zusicherung erwirken, jeder kommende König von Frankreich solle von der römischen Kirche die gleiche Würde eines Senator urbis Romae erhalten. Selbstverständlich sollte der König von Frankreich die

Geschäfte dieses Amtes nicht in eigener Person in Rom wahrnehmen, sondern sich dafür vertreten lassen. Wenige Jahre später hat Peter Dubois in einer neuen politischen Denkschrift, welche von der Wiedergewinnung des heiligen Landes handelte, den Vorschlag der Stellvertretung für den König von Frankreich in der Würde eines römischen Senators dahin umschrieben, der König möge als solchen Stellvertreter einen seiner Brüder oder einen seiner Söhne einsetzen.

Aber mit der Senatorwürde in Rom nicht zufrieden, will Peter Dubois dem Könige von Frankreich auch den ganzen Kirchenstaat und alle Vasallenstaaten des päpstlichen Stuhles zugewiesen wissen. Die Huldigungen der päpstlichen Lehnskönige von Sizilien, von England, Aragonien und anderer päpstlicher Lehnsfürsten, Städte und Burgherren solle der König von Frankreich entgegennehmen an Stelle des Papstes, ebenso auch alle dem Oberhaupte der Kirche geschuldeten Einkünfte einziehen und dem Papste dafür eine feste jährliche Rente aussetzen.

Auch damit soll die hegemonische Führerrolle noch nicht erschöpft sein, welche Peter Dubois dem Könige von Frankreich zugedacht hat. Im Interesse des Gemeinwohles der großen Gesamtheit des Menschengeschlechtes würde es nach Dubois gelegen sein, wenn die ganze Welt Frankreich unterworfen wäre, sofern nur der König von Frankreich in Frankreich selbst erzeugt, geboren werde, aufwache und lebe. Denn nach einer anderweitigen Äußerung ist die Umgebung von Paris schon vermöge der Konstellation des Himmels besonders dazu geeignet, ein tüchtiges und gesundes Menschengeschlecht hervorzubringen.

Ganz besonderen Wert aber legt Dubois darauf, auch Ungarn und Deutschland dem Könige von Frankreich unterworfen zu sehen, und zwar auf friedliche Weise, ohne Krieg. Dazu soll in Bezug auf Ungarn abermals helfen der fromme König Karl II. von Neapel-Sizilien und in Bezug auf Deutschland die im Jahre 1299/1300 erfolgte Eheverbindung resp. Eheschließung zwischen dem erstgeborenen Sohne des deutschen Königs Albrecht I., dem Herzog Rudolf III. dem

Jüngeren von Österreich mit der Prinzessin Blanka, der Schwester König Philipps von Frankreich.

Die aus dieser Ehe eines deutschen Habsburgers und einer französischen Kapetingerin zu erwartenden Söhne, die in Deutschland zu regieren berufen wären, müßten im Palast des Königs von Frankreich erzogen und so schon von Kindheit an den französischen Welt-herrschaftsplänen geneigt gemacht werden.

An mehr als einer Stelle des Traktates wird auf dieses Ziel offen hingewiesen. In einer später dem Könige Eduard I. von England überreichten Denkschrift nimmt Dubois allerdings die Miene an, eine solche Weltherrschaft eines einzigen für einen Unsinn und eine Unmöglichkeit zu halten. Aber wo er sich in aller Vertraulichkeit dem Könige von Frankreich gegenüber sieht, tritt er offen mit dem großen Plane hervor, die *Monarchia mundi* dem Könige der Franzosen zuzuwenden.

Auch das griechische Kaiserreich hofft Dubois durch die Heirat des Prinzen Karl von Valois, des Bruders Philipps des Schönen, mit Katharina, der Titularerbin des byzantinischen Reiches, unter die Oberhoheit des Königs von Frankreich gebracht zu sehen.

Weiter macht er den bedeutsamen Vorschlag, das unmittelbare Staatsgebiet des Königreiches Frankreich zu vergrößern und Frankreich zugleich einen unmittelbaren Zugang zum unteren Rhein wie zur Maasmündung und auch zu Italien von der Landseite zu verschaffen.

Zu dem Ende hätte von Deutschland abgenommen werden sollen die Oberhoheit über das Gebiet der Länder *citra rivum Coloniensem*. Wie das zu verstehen ist, wird bei einiger Überlegung klar, wenn man den *rivus Coloniensis* in Vergleich stellt zum *rivus Treverensis* und dem *rivus Maguntinus*. Dubois denkt sich den Rhein zerlegt in Teilstrecken, die er nach den drei rheinischen Erzbistümern gliedert. Den Oberrhein, der, von der Diözese Basel abgesehen, unter der kirchlichen Oberleitung von Mainz liegt, will er ganz bei Deutschland belassen. Hier befinden sich ja auch links-

rheinisch im Elsaß und auch im Gebiete von Basel die starken Wurzeln der habsburgischen Hausmacht, welche man damals um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts unter der Herrschaft eines habsburgischen Königs für Frankreich noch nicht zu gewinnen hoffen durfte. Ebensowenig dachte Peter Dubois an das trierische Ufer des Rheins, das Gebiet von Koblenz und südlich wie nördlich der Moselmündung. Dagegen richtete er seine Blicke auf den rivus Coloniensis, das Ufer von Köln, das heißt das linksrheinisch gelegene Gebiet des Metropolitanverbandes von Köln, welcher die linksrheinischen Territorien des engeren Diözesanverbandes von Köln umfaßte, dazu das linksrheinisch gelegene Gebiet des Bistums Utrecht und das ganze Bistum Lüttich. Neben dem etwa vom Ahrtal bis zur Rheinmündung sich erstreckenden linksrheinischen Lande mit der großen Stadt Köln und der alten Karolingerpfalz Nymwegen kam hier insbesondere das für Frankreich überaus wertvolle Gebiet der Maas innerhalb der Bistümer Lüttich und Utrecht und im Lüttichischen vornehmlich die altberühmte Kaiserpfalz Aachen in Betracht. Alte karolingische Stammlande des Deutschen Reiches, das Waldgebirge der Ardennen, die fruchtbaren Gebiete von Limburg und Jülich, Geldern und Kleve und ein großer Teil des heutigen Belgien und südlichen Holland wären hier in unmittelbare Verbindung mit der alten französischen Krönungsstadt Rheims und mit der Hauptstadt Paris gebracht worden.

Wie den Rhein, so soll nach Dubois' großem Plane Frankreich auch den unmittelbaren Zugang zu Italien von der Landseite erhalten, von welchem es seit Jahrhunderten durch das burgundische Reich ausgeschlossen war. Diesen Zugang aber erreicht Frankreich, wenn es von Deutschland die Oberhoheit über das burgundische Königreich, wenigstens über das Arelatische Reich und über Savoyen gewinnt.

In der Denkschrift des Jahres 1300 und in jener späteren aus den Jahren 1305/1307, welche sich mit der Wiedergewinnung des heiligen Landes beschäftigt (De Recuperatione Terrae Sanctae), befür-

wortet Dubois diese Vorschläge in eindringlichem Tone. Die Pässe über den kleinen St. Bernhard, den Mont Cenis und über die Seealpen sollen hier unter Frankreichs Hoheit gestellt und damit auch die Herrschaft Frankreichs in der Lombardei gesichert werden. Denn auch diese reichste Provinz Italiens, die Lombardei, in ihrer weitesten Ausdehnung mit Einschluß der großen, die See und den Seehandel beherrschenden Städte Genua und Venedig soll an Frankreich kommen. Dem deutschen Könige haben diese reichen und freiheitsstolzen Lombarden Trotz geboten. Deutsche Macht ist nicht ausreichend, sie gewaltsam zu unterwerfen. So wird sich der deutsche König dazu verstehen, seine Oberhoheit über die Lombardei vertragsmäßig an den König von Frankreich abzutreten.

Auch die Einwilligung des Papstes in diese großen Besitzveränderungen in Burgund und in der Lombardei wird man nicht allzu schwer gewinnen können. Der Papst kann auch helfen, die Zustimmung der geistlichen Kurfürsten zu erwirken, auch zu der Umwandlung Deutschlands in ein kleindeutsches Erbreich. Die weltlichen Kurfürsten kann man durch Geschenke gewinnen.

In der Denkschrift der Jahre 1305/1307, welche geschrieben wurde, als die französische Prinzessin Blanka, des jüngeren Habsburgers Rudolfs III. erste Gemahlin, bereits tot war († 19. März 1305) und keine successionsfähigen Erben hinterlassen hatte, gibt sich Peter Dubois sogar der Hoffnung hin, es könne dem Könige Philipp von Frankreich gelingen, durch Vereinbarung mit dem deutschen Könige Albrecht die Nachfolge im Deutschen Reiche seinem eigenen Bruder, dem Prinzen Karl von Valois und dessen Erben, zu verschaffen.

So greifen die kühnen Pläne des französischen Politikers, welche der Erhöhung des königlichen Hauses und des Königreichs Frankreich galten, weit hinüber in das Zauberland der Phantasie.

Aber gleich am Eingang seiner Denkschrift aus dem Jahre 1300 weist er hin auf Christus, welcher der Welt den Frieden hinterlassen hat, und auf den heiligen Geist, welcher dem König der Könige, dem

König von Frankreich und allen seinen Untertanen den gegenwärtigen und allen denen, welche er noch gewinnen werde, die Wege erschließen möge zum vollkommenen Frieden. So fest und dauernd möge dieser Friede werden, daß der König von Frankreich, seine Untertanen und das ganze Menschengeschlecht nach Beseitigung aller Kriege und Fehden sich vollkommen widmen könnten allen Tugenden und allen Wissenschaften.

Der König von Frankreich scheint ihm berufen zu sein, als ein hochherziger und unerschrockener Fürst den Kriegen und Empörungen allerorten ein Ende zu bereiten, Völker und Staaten und auch die barbarischen Stämme sich selbst zu unterwerfen. Er gleicht dem Falken, vor welchem die Lerchen fliehen. Denn auch seine Feinde werden nicht vermeiden können, in ihm einen Herrscher anzuerkennen, welcher noch stärker, mächtiger und kühner ist als alle Kriegshelden. Ihm werde es gelingen, alle Menschen gut zu machen, zunächst durch Androhung von Strafe, sodann durch das Anerbieten von Belohnungen und endlich indem er die wahre Philosophie sich zu eigen macht.

Dubois beruft sich auf einen Ausspruch des Aristoteles, in welchem der Krieg an sich als ein Übel bezeichnet wird. Wer den Krieg um des Krieges willen anstrebe, befindet sich auf dem Gipfel der Bosheit. Nur um den Frieden zu erreichen, wenn er auf anderen Wegen nicht gesichert werden kann, dürfen nach Dubois auch gerechte und heilige Männer Krieg führen.

So kann es auch in Zukunft sich ereignen, daß der König von Frankreich als Weltmonarch ausziehen muß, um widerspenstige Untertanen und Lehnsträger zu bezwingen. Er möge aber dabei nicht die alte Kriegführung beibehalten, bei welcher so viele Menschen dem Tode überliefert werden, auch solche, welche auf den Tod gar nicht vorbereitet sind. In seiner nervös sensitiven Natur erschauert Dubois vor dem Gedanken, durch die Tötung so vieler Unvorbereiteten, auch solcher, welche sich in der kirchlichen Excommuni-

cation befinden, die Zahl der Höllenbewohner vermehrt, die Zahl der Engel verkürzt zu sehen.

An die Stelle der alten Kriegführung, welche auf die Tödtung der Feinde berechnet ist, empfiehlt Dubois die neue, welche sich mit Sachbeschädigungen, mit Vermögenszerstörung, mit der Unterbindung des Wirtschaftslebens und mit Handelssperren begnügt. Das Zerstören von Saaten, das Verwüsten der Felder, das Ausrotten der Weinreben, der Obstbäume und Ölbäume, das Abschneiden aller Zufuhr von Waren und Lebensmitteln und die dadurch im Feindesgebiet bewirkte Teuerung und Hungersnot werde auf den Feind einen starken Druck ausüben. So könne man z. B. im gegebenen Falle gegen den Herzog von Lothringen vorgehen, so auch, wenn sie aufsässig sind, gegen die Lombarden, die Genuesen und Venezianer.¹⁾

Statt der Tötung des Feindes könne man, wenn es nicht zu vermeiden sei, auch Verstümmelungsstrafen anwenden.

So hofft Peter Dubois sein Weltfriedensprogramm zu Nutz und Ehre der französischen Nation, zum Frommen der ganzen Menschheit mit Hilfe des Papstes, mit Unterstützung des Königs Karl von Sizilien und auch des deutschen Königs zur Durchführung bringen zu können.

Was Dante wohl geurteilt hätte, wenn er von dem gleichzeitigen Konkurrenzplane des französischen Politikers Kenntnis erlangt haben würde?

Ich zweifle nicht daran, der Dichter würde in flammendem Zorne aufgefahren sein.

Dante hält, wie wir gesehen, fest an der allumfassenden, alles überragenden Machtstellung des Kaisertums. Die hergebrachte Ordnung, wonach die deutschen Kurfürsten dem Imperium den römischen König, den zukünftigen Kaiser wählen, gilt ihm nicht als unbedingt unabänderlich. Leise deutet er am Schluß der Schrift *De Monarchia* auf die Möglichkeit einer anderen Art hin, den Kaiser zu bestellen. Aber so lange ein neuer Modus hier nicht eingeführt und anerkannt

¹⁾ So teils in der Denkschrift des Jahres 1300 teils im Traktat vom Jahre 1305/1307.

ist, will er an der hergebrachten Ordnung nicht rütteln. Doch der in Deutschland erwählte römische König soll auch nach Italien kommen und hier vornehmlich seines Amtes walten als friedewirkender princeps unicus, als princeps supremus, als monarcha mundi. Deshalb ruft er im Purgatorio VI, 97 ff. das Strafgericht des Himmels auf Rudolf und Albrecht, die beiden ersten Könige aus dem Hause Habsburg, herab, weil sie als Könige nicht nach Italien kamen und nach Dantes Meinung

„Geduldet,

Von Habbegierde jenseits festgehalten,

Daß wüst gelegt des Reiches Garten wurde“.

Als Italiener legt er ihnen ihre Betätigung auf deutschem Boden zur Befestigung der dort begründeten Ordnungen des Reiches und zur Erweiterung der Machtstellung des eigenen Hauses als strafwürdige Begehrlichkeit aus.

Seit seiner eigenen Verbannung ist in Dante der weltbürgerliche Sinn zu starker Entwicklung gebracht worden. Wie dem Fische das Meer, so gilt ihm, der jetzt als ein Verbannter Italien und benachbarte Länder im Elend durchziehen muß, fortan die Welt als Vaterland.

Aber trotz alledem bleibt der Grundton des italienischen, ja des florentinischen Heimatgefühls, bleibt das nationale Empfinden des Italieners in ihm lebendig. Von Heinrich VII., dem Kaiser aus dem Hause Luxemburg, erwartet er einen längeren, jedenfalls eine Mehrzahl von Jahren umfassenden Aufenthalt auf der Apenninenhalbinsel. Italien erscheint dem Dichter als die Grundlage, als der Garten, der Mittelpunkt, als das Herrenland des Imperiums. Wenn er die Gesamtheit der großen Weltstaatenvereinigung der Menschheit unter dem Bilde einer Flotte sich vorstellen würde, in welcher jedes Volk und jede Nation durch ein besonderes Schiff repräsentiert wäre, so hätte nach Dante Italien das Flaggschiff des obersten Welt-Admirals, des Kaisers, für sich in Anspruch zu nehmen. Die großen politischen Gegensätze, welche sich im Laufe der Jahrhunderte zwischen Frank-

reich und Deutschland und auch zwischen Frankreich und England herausgebildet hatten, sind von Dante einer eingehenden Betrachtung nicht gewürdigt worden. Aber den weitausgreifenden Machtvergrößerungsbestrebungen, welche Mitglieder des königlichen Hauses von Frankreich in stolzem Siegeslaufe nach der Provence, nach Neapel, in das östliche Mittelmeer und selbst auf den Thron von Ungarn und zeitweilig später auch von Polen führen sollten, steht er durchaus unfreundlich gegenüber. An seinem eigenen Leib und Leben hat er es erfahren müssen, welche schmerzliche, die ganze Lebensbahn durchkreuzende und hemmende Folgen es nach sich zog, als im November des Jahres 1301 jener früher genannte französische Prinz Karl von Valois anfang, im Einvernehmen mit Papst Bonifaz VIII. in Florenz selber sein für Dante und die Partei der Florentiner Weißen unheilvolles Amt eines sogenannten „Friedensstifters“ zu verwalten.

Die allerheftigsten Anklagen läßt der Dichter deshalb im 20. Gesange des Purgatorio gegen diese Machtbestrebungen der französischen Kapetinger richten durch den Stammvater des Hauses, durch Hugo Capet. Während die höfische, aber auch die volkstümliche Tradition weiter Kreise innerhalb und außerhalb Frankreichs sich darin gefiel, das französische Königsgeschlecht der Kapetinger nicht nur auf Karl den Großen und Chlodovech, sondern sogar auf Kaiser Konstantin den Großen zurückzuführen und in dieser alten und vornehmen Abstammung nicht nur einen Ruhmestitel sondern auch eine Begründung der französischen Weltherrschaftspläne zu erblicken, will Dante solche Illusionen und Bestrebungen mit schroffem Eingriff vernichten, indem er im gleichen 20. Gesange des Purgatorio durch denselben Stammvater Hugo Capet von sich selbst (d. h. von Hugo Capet) in gleichfalls unzutreffender, auf anekdotenhafter Überlieferung beruhenden Erklärung verkünden läßt:

„Und in Paris ein Metzger war mein Vater“.

In den beiden Schlußgesängen aber des Purgatorio, da, wo die erhabene Vision des Siegeszuges der Kirche im irdischen Paradiese plötz-

lich sich verändert in jenes häßliche Bild der auf dem verwandelten Wagen an Stelle der hoheitsvollen Beatrice sitzenden Dirne, welche buhlt mit einem neben ihr stehenden Riesen, da bedeutet nach den alten Erklärungen die Dirne das entartete Papsttum des beginnenden Exils von Avignon, der Riese dagegen das königliche Haus von Frankreich. Im letzten Gesange des Purgatorio, dem 33., vernimmt Dante aus Beatricens Mund die Prophezeiung von der baldigen Ankunft eines Erben des Kaisertums, eines Messo di Dio, der die Dirne töten werde und ebenso den Riesen, der mit ihr gesündigt. Dante gibt also der Hoffnung Ausdruck auf eine baldige Reform der päpstlichen Kurie und auf die Vernichtung der Übermacht Frankreichs, welche nach des Dichters Meinung in Avignon allzusehr zum Schaden der Kirche sich geltend gemacht hatte. Durch Beatrice läßt er sich ermahnen, diese Hoffnung auch den Zeitgenossen zu verkünden. Reden möge er von dem mystischen Baume des irdischen Paradieses, welcher in Dantes Vision das Kaisertum bedeutet. Wer diesen Baum beraube oder verletze, beleidige Gott, der heilig ihn erschaffen habe zu seinem Gebrauch.

Peter Dubois hätte also dem großen Florentiner zum mindesten schuldig erscheinen müssen des Versuches, sich an der Verletzung des von Gott im Paradies gepflanzten Baumes des Kaisertums zu beteiligen. Auch Papst Klemens V. hat in seiner Enzyklika vom 1. September 1310 den Baum des Paradieses aufgefaßt als Symbol des Kaisertums, das da hervorbringt die köstliche Frucht des Friedens.

In dem Wunsche nach allgemeinem Frieden waren der Papst und die beiden politisierenden Zeitgenossen Dante und Dubois einig. Auseinander gingen ihre Wege, wenn es sich um die Mittel handelte, diesen Weltfrieden zu sichern. Dante aber und Dubois sind Anhänger einer hegemonischen Führung der Menschheit durch eine bevorzugte Nation oder einen bevorrechteten Weltmonarchen. Bei Dubois tritt dabei in der späteren Denkschrift der Jahre 1305/07 neben der Erhöhung Frankreichs stark der Gedanke der Wiedereroberung des heiligen Landes in den Vordergrund. Der Friedenszustand, an welchen

er denkt, ist nicht ein Weltfriede allgemeinsten und idealsten Natur. Trotz seiner weiten räumlichen Ausdehnung bleibt er ein Teilfriede, bestimmt zur Verwirklichung eines konkreten Zweckes, der Wiedergewinnung des heiligen Landes. Zu diesem Zwecke will er zunächst die Länder der Christenheit unter Frankreichs Führung geeinigt wissen. Ein allgemeines Konzil soll zusammentreten und durch geeignete Maßnahmen die Reform der Kirche einleiten und den allgemeinen Frieden durch Mitwirkung bei Einsetzung einer schiedsrichterlichen Instanz sichern helfen. Dieses Weltschiedsgericht, welches nicht als ein kaiserliches gedacht ist, an dessen Bildung auch Papst und Konzil einen Anteil haben sollen, spielt in Dubois' Weltverbesserungsplänen eine große Rolle. Auch die großen Seestädte Italiens, Genua, Pisa, Venedig sollen aus Feindschaft und Krieg zum gegenseitigen Frieden geführt werden und mit ihren Flotten helfen, das heilige Land wieder zu erobern. Auch der Kaiser soll zu dem gleichen Zwecke alljährlich eine bestimmte Truppenmacht bereitstellen.

Von einer solchen Beschränkung des Weltfriedens auf die Gruppe der christlichen Staaten ist bei Dante überall keine Rede. Sein Friedensprojekt ist schon um deswillen um vieles umfassender und großartiger. Es erhebt sich zur Höhe idealsten Aufbaues des großen Weltgebäudes der gesamten Menschheit.

Wir wissen nicht, ob der Dichter der *Divina Commedia* Kenntnis erhalten hat von dem berühmten Reisewerk des Venetianers Marco Polo.

In der Kriegsgefangenschaft der Genuesen ist diese wunderbare, auch heute noch unschätzbare Schilderung der ostasiatischen Länder von dem venezianischen Reisenden in französischer Sprache diktiert worden, nachdem er gegen 25 Jahre als einflußreicher Berater im östlichen Asien geweilt hatte am Hofe des mächtigsten Beherrschers der mongolisch-chinesischen Welt, des großen Koubilai-Khan. Aus diesem kostbaren Werke vernehmen wir von der großartigen Aussicht, die der Ausbreitung des Christentums sich in den Jahren 1269

bis 1271 eröffnete, als der mächtige Koubilai-Khan durch den Vater und den Oheim Marco Polos den Papst zu Rom bitten lassen wollte um die Entsendung von hundert Missionaren, welche die Bevölkerung Chinas mit voller Zustimmung des Groß-Khans gewinnen sollten für das Christentum. Aber in diesen Jahren 1268—1271, da Dante noch ein Knabe war, stand der päpstliche Stuhl nach dem Tode Klemens IV. 2³/₄ Jahre lang verwaist und unbesetzt da. Die Venezianer mußten schließlich nach langem vergeblichen Harren wieder die Rückreise nach China antreten, ohne ihren Auftrag ausrichten zu können. Sie nahmen den jungen, 15 Jahre zählenden Marco Polo mit auf die Reise. Als sie im vorderen Asien erfuhren, der im heiligen Lande weilende Erzdiakon von Lüttich, Thedaldo Viskonti aus Piacenza, sei in Italien von den Kardinälen zum Papst gewählt worden — er nannte sich Gregor X. —, wandten sie sich noch einmal nach Akkon zurück, um den neugewählten Papst zu begrüßen. Aber statt der erbetenen hundert Missionare erhielten sie deren zwei und keiner dieser beiden gelangte bis nach China. Hat so die christliche Mission und die Sache der Menschenverbrüderung eine große verheißungsvolle Stunde ungenutzt ablaufen sehen müssen, so sind doch in Dantes Lebenszeit auch noch von anderer Seite wiederholt Missionsversuche im Oriente unternommen und aus der Welt der Tartaren selbst Wünsche nach Christianisierung kundgegeben worden. Mit dem Aufleben der christlichen Mission in Asien beginnt in Dantes Tagen zugleich das Zeitalter der großen Entdeckungen. Eine neue Welt steigt im fernen Osten des alten, großen, geheimnisvollen und unerschöpflichen Asien über dem Horizont empor. Bei dem vielseitigen Interesse des durch die Christenländer als exul immeritus Florentinus herumziehenden Dante möchte man annehmen, irgendwelche, wenn auch nur dunkle Kunde von diesen großen Entdeckungen sei auch an sein Ohr gedrungen. Und selbst wenn er mit Peter Mohr aus Itzehoe die Fahrt nach Südwest gemacht und auf dem sonnigen Meere des Südens voll Verwunderung bemerkt hätte, wie groß die Welt in Wirklichkeit ist, ja selbst wenn er den Atlantischen Ozean überquert und den

Stillen Ozean durchmessen und die japanischen, chinesischen und ostindischen Gewässer mit eigenen Augen geschaut haben würde, so wäre er in jüngeren Jahren, als er die drei Bücher von der *Monarchia* schrieb, kaum von der großen, mit dichterischer Kraft gestalteten Konzeption seiner Seele abgekommen, es sei in Gottes Ratschluß gelegen, daß ein einziger Weltkaiser die Oberleitung der vielgestaltigen Staatenwelt der Menschheit übernehme. Nicht allerdings eine eigentliche Weltregierung, welche in Einzelfragen eingreift, wohl aber eine höchste oberstrichterliche Stellung, welche Streitigkeiten unter den Völkern und Staaten ausräumt und so dem Weltfrieden die Wege bereitet und zugleich die Freiheit der Völkerindividualitäten und Einzelmenschen unangetastet läßt.

Bei Abfassung der Schrift *De Monarchia* meinte er gegen den Schluß des Werkes: Zwei Ziele habe die Vorsehung dem Menschen gesetzt: die irdische und die himmlische Glückseligkeit. Jene, die irdische Glückseligkeit, werde vorbedeutet durch das irdische Paradies. Es könne vom Menschen erreicht werden durch die Übung der eigenen natürlichen Kraft und Tüchtigkeit und Tugend, sofern nur ein oberster Lenker der Menschheit da sei, welcher die Fluten der Begehrlichkeit niederhalte, der die Menschheit der zeitlichen Glückseligkeit zuführe gemäß den Lehren der Philosophie, und dem ganzen Erdenvolke die Freiheit sichere in der Ruhe des Friedens. Dieser oberste Lenker sei jener *curator orbis*, jener Verwalter des Erdkreises, welcher genannt werde *Romanus Princeps*, Römischer Kaiser.

Der Führer zum zweiten Ziele der Menschheit, zur himmlischen Glückseligkeit, sei der Papst, welchem der Kaiser die Ehrfurcht erweisen möge, welche der erstgeborene Sohn seinem Vater schulde, damit er selbst (der Kaiser) von dem Lichte der väterlichen Gnade erleuchtet sein Licht um so kräftiger leuchten lasse über dem Erdkreise, welchem er allein vorgesetzt sei von Gott dem Herrn, dem obersten Lenker aller geistlichen und weltlichen Dinge.

Zu dieser erhabenen, von leuchtendem Glanze verklärten dichterischen Konzeption, die uns heute noch anmutet als eine Vision von

naiver Größe, stand nun freilich der tatsächliche Verlauf der Menschheitsgeschichte und insbesondere die Weltlage in Dantes Lebenstagen im schneidenden Gegensatz.

Dante selbst hat den klaffenden Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit mit offenen Augen geschaut. Daher die Qual seines Herzens und die flammende Glut seiner Anklagen, welche er schleudert gegen die Vertreter der Kirche und vornehmlich gegen die Päpste, denen er vorwirft, daß sie die Rechte des Reiches gegen Gottes Ordnung an sich gebracht, daß sie das weltliche Schwert dem geistlichen geeint und so die große gottgewollte Harmonie der zwei Gewalten, welche der Menschheit bestimmt seien, gestört hätten. Aber auch im Jahre 1310, als Papst Klemens V. dem luxemburgischen Heinrich VII. die Wege zu ebnen sich bemühte, bestand ein tiefgreifender Unterschied zwischen der Auffassung des Papstes von einem in räumlich beschränkten Grenzen umschlossenen Kaisertum und Dantes universeller, den ganzen Erdkreis umspannenden Kaiseridee. Man liest es aus den sorgfältig abgewogenen Worten der päpstlichen Aktenstücke der Jahre 1310/11 in voller Klarheit heraus, wie sehr die Kurie sich bemühte, den Anspruch Frankreichs auf völlige Exemption vom römischen Kaisertum zur Anerkennung zu bringen, die französische Empfindlichkeit aufs äußerste zu schonen, welche Bonifaz VIII. auf das schwerste verletzt hatte durch die Erklärung, auch Frankreich sei dem römischen Kaisertum unterworfen. Klemens V. trägt kein Bedenken, die Herrschertätigkeit Philipps des Schönen von Frankreich mit der Weisheit des Königs Salomo zu vergleichen. Dante dagegen hat in flammenden Worten den französischen König, welcher der Urheber des Attentates von Anagni war, in Parallele gestellt mit Pilatus. So steht Dante in der Beurteilung König Philipps des Schönen von Frankreich näher bei dem von ihm sonst so scharf verurteilten Bonifaz VIII. als bei Klemens V. Die Zurückdrängung und Einschränkung des Kaisertums durch das Papsttum ist ihm die eine Quelle des allerorten in der Welt herrschenden Unfriedens. Die andere sieht er in der Auflehnung der Völker und Staaten des Erdkreises gegen das

universelle, friedewirkende Regiment des Weltkaisers. Nur ein einziges Mal, so erklärt er an der Hand der Weltchronik des Spaniers Paulus Orosius, des Zeitgenossen des heiligen Augustinus, am Schlusse des ersten Buches der Schrift *De Monarchia*, habe in der Welt wirklich ein allgemeiner Friede geherrscht. Das sei gewesen, als unter dem Kaiser Augustus zwölf Jahre hindurch die Pforten des Janus-Tempels geschlossen gewesen seien, weil zu dieser Zeit geboren werden wollte Christus, der Herr. Damals sei das Menschengeschlecht glücklich gewesen in der Ruhe des allgemeinen Weltfriedens. Das bezeugen nach Dante alle Geschichtschreiber und die erlauchten Dichter. Das zu bezeugen habe sich auch gewürdigt Lukas, der Geschichtschreiber der Milde Christi. Paulus endlich habe diesen höchst glücklichen Zustand die Fülle der Zeiten genannt. In Wahrheit wären damals nämlich die Zeit und alle großen zeitlichen Ordnungen voll gewesen. Denn kein zu unserer Glückseligkeit geordnetes Amt habe des Inhabers, des „Ministers“ entbehrt. Wie aber der Erdkreis sich gestaltet habe, seitdem das ungenähte Gewand des Kaisertums durch den Nagel der Begehrlichkeit, die sogenannte Konstantinische Schenkung, zum ersten Male eine Spaltung erfahren habe, sei in den Geschichtsbüchern zu lesen. Der Dichter wünscht, diese Spaltung nicht mit eigenen Augen anschauen zu müssen. O Menschengeschlecht, so ruft er von tiefem Schmerze ergriffen aus, von wie großen Stürmen und Verlusten, von wie schweren Schiffbrüchen mußt du umgetrieben werden, da du, zu einem vielköpfigen Ungeheuer geworden, nach verschiedenen Seiten auseinanderstrebst. An Vernunft und Verstand und Gemüt zugleich bist du krank. Weder durch die Vernunft noch durch den Verstand lasse sich die Menschheit bestimmen, aber auch der Süßigkeit göttlicher Eingebung, welche vom Gemüte ausgehe, gebe die Menschheit nicht Folge, da doch durch die Tuba des heiligen Geistes das Wort des Psalmisten ihr entgegentöne: Sehet, wie gut und angenehm es ist, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen.

Dante ist, wie wir gleich am Eingange vernahmen, ein Friedenssucher, ein Wortführer und Apostel des Seelenfriedens wie des Welt-

friedens; zugleich aber ist er ein unentwegter starker Lebenskämpfer. Für sich selbst mußte er, nachdem er als ein Verbannter ausgetrieben worden aus seiner Vaterstadt, sich das kärgliche wirtschaftliche Auskommen der bürgerlichen Lebensführung und die Anerkennung der eigenen von jedem korporativen Verbands- und Schutzlosigkeit mühsam erkämpfen. Da erfuhr er wie so steil der Aufstieg sei auf fremden Stiegen und wie gesalzen das Brot schmeckt an fremdem Tische. Schon in Florenz und dann in den Jahren der Verbannung trat er ein für die gottgewollten Rechte des Kaiserreiches. Im Eingange zum zweiten Buche der Schrift *De Monarchia* legt er ein sehr bedeutsames Bekenntnis ab, bedeutsam vor allem, weil es uns einen tiefgreifenden Wandel in einem grundlegenden Punkte seines historisch-politischen Denkens erkennen läßt. Einst, so sagt er, habe er sich darüber gewundert, wie das römische Volk den Erdkreis so ohne allen durchschlagenden Widerstand gewonnen habe. Sein Verwundern habe sich gestützt auf die Annahme, die aus oberflächlicher Geschichtsbetrachtung hervorgegangen sei, daß die Römer nicht durch irgendwelches Recht, sondern lediglich durch die Gewalt der Waffen die Weltherrschaft erworben hätten. Erst bei tiefer, eindringender Betrachtung habe er seinen Irrtum erkannt und sei ihm durch vollwertige Zeugnisse klar geworden, wie die göttliche Vorsehung selber diesen weltgeschichtlich wunderbaren Erfolg des Wachsens und Werdens und der weltbeherrschenden Größe und Macht des römischen Weltreiches hervorgebracht habe. Das ist nun die grundlegende Theses, welche er mit Gründen des Verstandes aber auch mit dem Lichte der göttlichen Autorität im zweiten Buche der Schrift *De Monarchia* zu erweisen unternimmt. Das Endergebnis lautet: das römische Reich ist *de divino iudicio* begründet und erweitert worden. Von Rechtswegen hat es sich die Völker des Erdkreises unterworfen und Gott der Herr hat dieses Weltreich der Römer in feierlichster Weise anerkannt und bekräftigt, indem er unter seiner Herrschaft den Erlöser der Welt, Christus, geboren werden, leiden und sterben lassen wollte. Die entscheidenden Kriege, welche die

bewunderungswürdige Macht des römischen Reiches begründeten haben sich vollzogen in den Formen des Duells, des gleichsam von religiöser Weihe umgebenen Völkerzweikampfes um die Gerechtigkeit. So siegte Fabricius über Pyrrhus. So hat Scipio mit Hannibal, jener der Vertreter der Italer, dieser der Streiter für die Afrikaner, in forma duelli im Kriege gerungen und die Afrikaner sind den Italikern unterlegen. Sub iure duelli habe demnach das ruhmreiche Volk der Römer die Krone des ganzen Erdkreises gewonnen. Man staunt, wenn man diese Ausführungen Dantes im einzelnen verfolgt und dabei gewahrt, mit welcher Naivetät er die ihm in den Weg kommenden Argumente aus der römischen Sage und Geschichte und ebenso auch aus den römischen Dichtern, welche für unser modernes kritisches Urteil in der vorliegenden Frage gar nichts bedeuten als vollwertige Beweise in der Erörterung dieses großen politischen Problems der Weltgeschichte verwendet.

Aus der modernen Geistesgeschichte drängt sich uns der Vergleich auf mit Friedrich Nietzsche, dem Dichter-Philosophen, dessen Geistesblitze immer von neuem empfängliche Gemüter blenden. Nietzsche hat in seinem „Antichrist“ das Imperium Romanum als die ungeheure Tat der Römer erklärt, den Boden für eine große Kultur zu gewinnen. Er bezeichnet das Imperium Romanum als das bewunderungswürdigste Kunstwerk des großen Stils, das darauf berechnet gewesen sei, sich mit Jahrtausenden zu beweisen. Nie sei bis heute so gebaut, nie auch nur geträumt worden, in gleichem Maße sub specie aeterni zu bauen. Diese Organisation sei fest genug gewesen, schlechte Kaiser auszuhalten.

So berühren sich in ihrer naiven großen Bewunderung für den stolzen, majestätischen Bau des römischen Weltreiches der Dichter-Philosoph des 14. und der Dichter-Philosoph des 19. Jahrhunderts.

Dante aber bewundert in seiner großen naiven Anschauung den römischen Staat, der vom Grenzwall gegen die Schotten bis zum Euphrat und Tigris, vom Rhein bis zur Donaumündung, von den Gestaden der alten Maeotis und den Bergen des Kaukasus bis nach

Arabien und zum oberen Nil sich ausbreitet, der sich erstreckt über die beiden Syrten in Nordafrika und über das alte Karthago hinaus zu den Säulen des Herkules im heutigen Marokko und Spanien.

In Wahrheit war dieses Weltreich mit seinem weitverzweigten Straßennetz, mit seinen reich angebauten Provinzen und seinen herrlichen Städten, in welchem der römische Legionar in den heutigen Cheviot-Hills und in den schottischen Lowlands wie am Rhein, am Limes wie an der Donau und in den Kastellen des Zweistromlandes in Mesopotamien, am oberen Nil wie am Atlas mit ehernem Tritt und schneidiger Waffe die pax Romana schirmte, ein Kunstwerk besonderer Art, ein gigantischer Bau. Die Kriege der Römer hatten hier das Mittel geschaffen, einen großen Teil der Menschheit zu einer einzigen großen Einheit des Rechtes, des Friedens und der Kultur zusammenzuschließen. Schon der römische Militärschriftsteller Vegetius hatte im 4. Jahrhundert n. Chr. erklärt, die römischen Legionen seien nicht nur mit menschlicher Klugheit, sondern auf den Antrieb der Gottheit von den Römern eingerichtet worden. So kann auch Dante, der Freund des Weltfriedens, der in den Friedensjahren des Augustus das goldene Zeitalter verwirklicht sieht, die Kriege der Römer als heilige Kriege rechtfertigen.

In den Wiedereroberungskriegen des Kaisers Justinian schien ihm im 6. Jahrhundert n. Chr. mit den siegreichen Waffen des kaiserlichen Feldherrn Belisar die Hand Gottes sichtbar verbunden zu sein. Im Sternenhimmel des Merkur darf deshalb Kaiser Justinian selber Danten die Geschichte des Adlers, des mystischen Symbols des Kaisertums, verkünden.

Ja noch mehr! Auch für seine eigene Zeit ruft der Dichter-Philosoph in der Schrift *de Monarchia* auf zum Kampf und zur Erhebung gegen alle Völker und Könige, welche die übergeordnete Autorität des Kaisers nicht anerkennen wollten. Mit den Worten des Psalmisten: „Warum haben gemurrt die Heiden und haben auf Eitles gesonnen die Völker? Die Könige der Erde haben sich erhoben und die Fürsten sind zusammengetreten gegen den Herrn und seinen

Gesalbten. Brechen wir ihre Fesseln und schütteln wir von uns ihr Joch“ begründet er diesen Kampf. Das mußte in Dantes Tagen vor allem treffen die Könige von Frankreich, von England und von Neapel. So ist sich Dante, der Friedensfreund, völlig darüber klar gewesen, daß es auch in Zukunft gerechte Kriege geben werde.

Der vom Dichter in glühender Begeisterung gepriesene Kaiser Heinrich VII. ist von ihm in den schroffsten, für die Bewohner der Arnstadt verletzendsten Worten aufgestachelt worden gegen das trotzige, guelfische Florenz. Heinrich selber bereitete kurz vor seinem Ende einen großen Kriegszug vor gegen seinen vornehmsten Gegner, den König Robert von Neapel. Papst Klemens V. wollte den Schlag aufhalten und bedrohte jeden, der Neapel angreifen würde, mit dem Banne. Der vorzeitige Tod Heinrichs VII. machte die Zuerkennung dieser kirchlichen Zensur hinfällig, da der Schlag gegen Robert selbst noch nicht geführt war. Dante aber weist auf seiner visionären Wanderung durch die Himmelsräume dem hochgemuten Luxemburger den Sitz an im innersten Heiligtume der Himmelsrose im sogenannten Empyreum, in der unmittelbaren Nähe von Christus und Maria (Parad. XXX).

Beatrice selber ist es, welche dem staunenden Dichter den Glanz und die Fülle dieser Stätte der Beseligung erläutert: wenig Plätze nur sind noch leer in diesem Heiligtum. Auch Dante mißt dem Zeitenlaufe der Menschheitsgeschichte, wie die meisten Menschen des Mittelalters, keine allzulange Dauer mehr zu. Aber auf einem noch freien Sitze leuchtet bereits der Glanz einer Krone und Beatrice erklärt:

Auf jenem großen Thron, nach dem du schauest
Der Krone wegen, die darauf gelegt ist,
Wird, eh' an diesem Hochzeitsmahl du teil nimmst,
Die Seele sitzen, die Augusta drunten
Wird sein, des hohen Heinrich, der zu Welschlands
Herstellung kommen wird, eh's reif dafür ist.

Damit ist von Dante auf indirekte Weise im visionär geschauten Bilde der gerechte Krieg, auch wenn er gegen Christen und nicht gegen Ungläubige sich richtet, vom Brandmal der Schande und der Versündigung freigesprochen worden.

Dantes Schrift *De Monarchia* eröffnete eine gewisse, wenn auch unbestimmte Aussicht auf die Wiederkehr eines goldenen Zeitalters allgemeinen Friedens. Im 4. Traktate des *Convivio* dagegen ist der Ton bereits stark abgedämpft zu der resignierten Erklärung, ein solches Zeitalter allgemeinen Friedens werde auf Erden nicht wiederkehren. Zur Zeit der Geburt Christi habe auf der ganzen Welt Friede geherrscht, so sagt Dante hier im 5. Kapitel des 4. Traktates des *Convivio*: *pace universale era per tutto che mai più non fu ne fia.*

Überaus schmerzliche Erfahrungen haben sich dem Dichter aufgedrängt, da er auf seinem Lebenswege in die Gegensätze und Kämpfe der Parteien verstrickt wurde und sehen mußte, wie sein Ideal des Weltfriedens, von den Tagen der Geburt Christi abgerechnet, Verwirklichung nicht gefunden habe noch finden werde. Reiche Entschädigung für diese herben Enttäuschungen gewährte ihm die visionäre Wanderung durch die Regionen des Inferno, des Purgatorio und des Paradiso celeste. Gleich im Eingange der *Divina Commedia*, wo er im konkreten, dichterisch ausgemalten Bilde die eigene und der Menschheit Verirrung im dunklen Walde des Lebens schildert und den sonnenbeschiedenen Hügel des Glückes erblickt, zu welchem der Aufstieg ihm gewehrt wird durch die drei wilden Tiere, den buntscheckigen Panther, die grimme Löwin und die ewig hungrige wilde Wölfin, *la bestia senza pace*, erhebt sich die Dichtung zum Schwunge geheimnisvoller Prophetie, zur Verkündigung des einstigen Auftretens des Windhundes, welcher die Wölfin zurückjagen werde zur Hölle, von welcher sie ausgegangen in den Urzeiten, da der Urneid von dort sie losgelassen habe über die Welt. Der Windhund wird die Wölfin zu Tode hetzen. Von den ersten Danteerklärern angefangen, die unmittelbar nach des Dichters Tode schrieben, bis in unsere Tage hinein hat das schwierige Problem der Deutung des

geheimnisvollen Windhundes immer von neuem die Forscher gereizt zu neuen Erklärungsversuchen. Bald dachte man an Christus, bald an einen mächtigen Kaiser, bald an einen heiligmäßigen, engelgleichen Papst, bald an Cangrande von Verona oder an einen anderen der kaiserfreundlichen Machthaber in Italien.

Nicht ohne eine gewisse innere Befriedigung darf ich an dieser Stelle und am heutigen Tage hinweisen auf einen bemerkenswerten Lösungsversuch, welchen Döllinger in einer Festrede geboten hat, die er am 15. November 1887, also vor gut zwanzig Jahren, als Präsident unserer Akademie, in diesem damals eben erst wenige Monate zuvor vollendeten und eröffneten Festsaale gehalten hat. Döllinger behandelte in dieser Rede „Dante als Prophet“.

Mit vollem Rechte hat der Redner die am meisten bevorzugten Deutungen des Windhundes, welche sich auf bestimmte historische Persönlichkeiten weltlichen oder auch geistlichen Standes beziehen, abgelehnt. Ich füge hinzu: auch Christus darf unter dem Windhunde nicht verstanden werden. Dante malt in den Versen 94—111 des ersten Gesanges des Inferno ein Bild aus, welches der Jagd entnommen ist. Die Wölfin soll von dem Windhunde gejagt, zu Tode gehetzt werden.

Die Wölfin aber bedeutet die ungezügelte Habgier, den verderblichen Hunger nach Land und Gold, von welchem alle Stände der Christenheit in Staat und Kirche bis hinauf zu den höchsten Würdenträgern zum allgemeinen Verderben und zu Dantes tiefstem Schmerz nur allzusehr erfüllt sind. Die Wölfin also stellt eine böse, sündhafte, alle Ordnung zerrüttende Leidenschaft vor.

Die Worte, mit denen Dante im 20. Gesange des Purgatorio dieser antica lupa und ihrer Gefräßigkeit gedenkt, lassen über die Richtigkeit dieser Deutung nicht den allermindesten Zweifel aufkommen. Losgelassen ist die Wölfin in den Tagen des großen Falles der Menschheit aus der Hölle. Zu ihr wird sie einst vom Windhunde zurückgejagt werden; ihr Herr und Meister ist der Höllen-

fürst. Der Windhund dagegen muß im Dienste des Himmelsfürsten stehen. Von Christus ist er entsandt, dem obersten Herrn der Weltenjagd. Er kann aber nicht identisch sein mit diesem Jagdherrn, sowenig die Wölfin identisch ist mit dem Höllenfürsten. Repräsentiert die Wölfin eine sündhafte, verderbenbringende Leidenschaft, die alles anfressende Habgier, so muß der Windhund eine entgegengesetzte Tugend symbolisieren. Nicht nach Land oder nach Metall wird er Verlangen tragen, wie Dante selber sagt. Vielmehr wird er sich nähren von Weisheit, Liebe und Tugend. Damit kann nur ein hohes geistiges Prinzip gemeint sein, der Geist heroischer Entsagung, Selbstaufopferung und höchster Uneigennützigkeit, welcher nach Dantes mystisch gesteigerter Hoffnung im Dienste Christi die Wölfin vertreiben und vernichten und dann selbst Reich und Kirche durchdringen und den großen Wandel zum Bessern heraufführen wird. Die Schwierigkeit und das Dunkel der Windhund-Prophetie sind vornehmlich herbeigeführt und verstärkt worden durch Dantes kurze Bemerkungen über den Ursprung des Windhundes:

E sua nazione sara tra Feltro e Feltro.

Zwischen Feltro und Feltro sollte er geboren werden und die Rettung des niedergebeugten Italien sollte von ihm ausgehen. Damit schienen die Erklärer ermächtigt zu werden, an eine bestimmte Gegend Italiens, etwa zwischen Feltre und Montefeltro als Heimat des Windhundes und weiterhin an eine ganz bestimmte historische Persönlichkeit zu denken, welche Dante im Auge gehabt haben sollte. Mit vollem Rechte hat Döllinger auch diese geographische Begrenzung des Geburtslandes des Windhundes verworfen. Zwischen feltro e feltro heißt vielmehr: zwischen Filz und Filz. Die Wendung von der Geburt des Windhundes tra feltro e feltro, zwischen Filz und Filz weist hin auf die Ausbreitung eines neuen, besonders asketischen Ordens, der von Italien ausgehen und nach Dantes Erwartung, die hier an das geschichtsphilosophische System des von ihm selbst als Propheten gefeierten kalabresischen Zisterziensers Joachim von Fiore

sich anlehnt, die große geistige Erneuerung in Welt und Kirche im Sinne eines geistig geläuterten Zeitalters des heiligen Geistes heraufzuführen sollte. In einem solchen mystisch verklärten und geistig gehobenen Zeitalter mußte die Menschheit nach Dantes Hoffnung vertrauensvoll erwarten dürfen, mit der Habgier endgültig alle Zwietracht ausgerottet und die Herrschaft der Weisheit, der Liebe und Tugend, vor allem aber die Herrschaft der Gerechtigkeit und des Friedens in dieser Welt für lange Zeit begründet zu sehen.

Vor dem Aufstieg zur Sternenwelt des himmlischen Paradieses in der beseligenden Nähe Beatricens und im Anblicke des leuchtenden Glanzes der Sonne hatte Dante das beglückende Empfinden der inneren Wandlung und Steigerung seines ganzen Wesens, des Hinauswachsens in das Bereich des Übermenschlichen, was er im ersten Gesange des Paradiso so glücklich bezeichnet hat als *trasumanar*.

Im Eingange des Inferno wird in der Windhund-Prophetie der ganzen Menschheit eine ähnliche Epoche des *trasumanar*, des vergeistigten Übermenschentums verheißen. Nach der vorausgegangenen stürmischen Fahrt durch das „große Meer des Seins“ würde sie nach Dantes dichterisch angeregter Hoffnung für einige Zeit im Hafen des Weltfriedens in sicherer Ruhe einer neuen Entwicklungsphase geläuterten Menschentums sich hinzugeben von der höchsten Vorsehung berufen sein.

Der gottbegnadete Dichter hat das Recht, frei zu schalten im Bereiche der Phantasie und des eigenen Herzens.

Als Schiller am Ende des Jahres 1800 das neue Jahrhundert in seinem Säkulargedichte begrüßte, da schaute er während des noch fortdauernden Krieges zwischen Frankreich auf der einen und England-Deutschland auf der anderen Seite sehnsüchtig aus nach dem Zufluchtsorte der Freiheit und des Friedens. „Zu des Südpols nie erblickten Sternen“ suchte auch damals bereits der rastlos vordringende Forschersinn seine Blicke richten zu können. Aber verschlossen blieb ihm nach der wehmütigen Klage des Dichters das Paradies.

Ach umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum,
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehnen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang:
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

So zieht sich der deutsche Dichter in seinem sehnen- den Verlangen nach Glück, Paradies und Frieden in stiller Resignation zurück aus dem Gebiete der Welt in des Herzens heilig stille Räume. Auch Dante hat Stunden der Mühe und Not ohne Zahl durchlebt, in welchen derselbe Trost der stillen Einkehr bei sich selbst ihn aufrecht erhielt. Dann aber erhebt sich seine Dichterseele doch wieder mit dem Seher Joachim von Fiore zu der Hoffnung auf das Kommen einer großen Zeit der allgemeinen Sabbatsruhe des Weltfriedens.

Bis heute haben seine Gesinnungsgenossen vergeblich harren müssen auf den Anbruch dieses großen Tages.

Würde heute in dieser Stunde Dante eintreten in unseren Kreis mit jenen ernsten, hoheitsvollen Zügen, die uns aus den Bildern und Büsten des 14. und 15. Jahrhunderts bekannt sind, so könnte er mehr noch verkünden, als er in der Divina Commedia es getan, von dem Frieden, den er inzwischen geschaut (Paradiso XXX), und wie in der Tiefe des ewigen Lichtes der Gottheit alle Erscheinungen des Weltalls, die in überwältigender Fülle auseinandergehen, darunter auch die Vielheit der Völker und Staaten, sich zusammenschließen zu einem einzigen großen Buche, das da gebunden ist in Liebe.

Wenn wir ihn dann hinweisen würden auf so manches herbe Wort, das er im Leben seiner Heimatstadt Florenz gewidmet, weil sie ihn als Verbannten ausgestoßen hatte aus ihrem Mutterschoß, und die er dennoch liebte mit allen Fasern seines tief empfindenden Herzens; wenn wir die harten Vorwürfe ihm in die Erinnerung rufen würden, die er an Kirchenfürsten und Weltfürsten gerichtet hat, vornehmlich auch an die Könige aus dem französischen Geschlechte der Kapetinger, dann könnte er in eindrucksvoller Rede etwa erwidern:

„Das Weltkaisertum, für das er als unermüdeter Streiter eingetreten sei in der Zeit der Vollreife seines Lebens, sei zwar nicht verwirklicht worden. Aber der große Gedanke der Einheit und Verbrüderung der Menschheit, die nach freiheitlicher und friedlicher Entwicklung verlange, sei inzwischen um vieles kraftvoller in die Erscheinung getreten, als zu seiner eigenen Zeit, da er selbst als Pilger über diese Erde wandelte.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts habe James Bryce, der gegenwärtig noch als englischer Botschafter in Washington wirke, nicht ganz das Richtige getroffen, wenn er den Abschluß der Kaiserherrschaft in Italien schon in die Zeit des hochgemuten Luxemburgers Heinrichs VII. gesetzt und die Schrift *De Monarchia* als Epitaphium bezeichne, den Charakter einer Prophetie ihr abgesprochen habe. So, wie er selber, Dante, sich die *Monarchia mundi* vorgestellt habe, sei sie niemals verwirklicht gewesen. Aber in enger umschriebenen Grenzen sei die Kaiseridee lebendig geblieben und die Idee des Weltfriedens suche sich heute den Erdkreis zu erobern. Die Erde sei groß genug, um eine Mehrzahl von Weltreichen von dem einstigen Umfange des römischen friedlich nebeneinander bestehen zu lassen. Der Gedanke der Monstruosität eines vielköpfigen Staatensystems der Welt, welchem die einheitliche politische Leitung fehle, habe seine Schrecken verloren.

Von den Kulturvölkern der Welt habe jedes seinen eigenartigen Beruf und Wert. Frankreich, das Land mit dem hochstrebenden Volke,

welches immer nach neuen Formen des geistigen, sozialen und politischen Lebens ringe, schätze er als das Land, dem er selber einen bedeutenden Teil seiner Geistesbildung verdanke. Es sei der Menschheit ebenso unentbehrlich wie das edle und starke Deutschland.

Im Kranze der Menschheit behaupte das ihm teure heimatliche Italien seinen unvergänglichen Wert, England aber umspanne mit nachhaltiger Kraft den Römern gleich den Erdball. Auch die slavischen Völker und die Nordgermanen, Ungarn, Rumänen und Griechen und alle die anderen Kulturnationen und entwicklungsfähigen Völker könnten im Haushalte der Menschheit nicht entbehrt werden. Jedes Volk könne und müsse beitragen zur Förderung der allgemeinen Kultur. Habe er selbst einst harte Worte gebraucht gegen Frankreichs Könige, so könne er doch auf seine Bemerkung von der Kraft der Liebe hinweisen, welche auch in scharfer Auseinandersetzung dem Spotte keine lange Dauer gestatte. (De Monarchia II, c. 1.)

Sofern auch heute noch Kriegsgefahren beständen, sei es gut, wenn die Völker sich üben in Selbstzucht und opferwilliger Hingabe an das Vaterland. Für alle Fälle müßten sie sich rüsten zu starker und zweckdienlicher Gegenwehr, zur Verteidigung des heimatlichen Bodens, solange er bedroht sei, zum Schutze auch der freien Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Arbeit. Jeder Krieg sei an sich ein Übel. Aber wenn er nicht zu vermeiden sei und aus gerechten Ursachen unternommen werde, so könnten auch aus den Erschütterungen und Ruinen, welche er bewirke, die verheißungsvollen Saaten neuer und reicher Ernten hervorsprossen.

Nach Zeiten der Erschlaffung, Entartung und Auflösung sei oftmals sittliche Erneuerung durch die Erschütterungen der Kriegsnot herbeigeführt worden. Auf jeden Fall liege schon in der Möglichkeit kriegerischer Verwickelungen und in der Nötigung zur Vorbereitung auf kraftvolle Abwehr ein heilsames Erziehungsmittel, welches die Völker anhalte, der Verweichlichung und dem Sittenverfall zu steuern, in der Selbstzucht sich zu stählen und die Fähigkeit zu heroischem Opfersinn lebendig zu erhalten.

Sei bei friedlicher, kraftvoller Haltung und gerechter Gesinnung eines Kulturvolkes ein Krieg schließlich unvermeidlich, so müsse er geführt werden mit der äußersten Anspannung aller materiellen und moralischen Kräfte und in der Absicht, zu einer neuen und festeren Verbürgung des Friedens zu gelangen und den Aufstieg zu sichern zu höheren Lebensformen.“

Solchen Geist zu verbreiten, welcher des Vaterlandes wie der Menschheit unveräußerliche Rechte wahrt, sind nicht zuletzt die Männer und Frauen berufen, welche die Pflege ernster und echter Wissenschaft sich zur Lebensaufgabe gesetzt haben. Der Weltbund der Akademien dient der Annäherung der Völker und fördert damit die Idee des Weltfriedens.

In unserem Kreise bekennen wir uns alle zu der großen Wahrheit, welche schon Dante verkündet hat, daß Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Freiheit die festen Grundpfeiler sind, welche den hehren Bau der menschlichen Gesellschaft bis in die spätesten Zeiten tragen und stützen werden und ihm Sicherheit und Frieden verbürgen, sofern in seinem Innern waltet und weht der Geist der höchsten und reinsten Liebe!

L'Amor che muove il sole e l'altre stelle
Die Liebe, die da Sonnen treibt und Sterne.

(Paradiso XXXIII, 145.)